

amalgamarsi. Ma la volontà di porre in evidenza i contrasti piuttosto che sottacerli è rivelata forse ancor meglio dalla contiguità dei due saggi di GEORGES DIDI-HUBERMANN (*Face, proche, lointain: l’empreinte du visage et le lieu pour apparaître*, pp. 95-108) e JAMES TRILLING (*The Image Not Made by Human Hands and the Byzantine Way of Seeing*, pp. 109-127), dove l’impostazione fenomenologica e sincronica del primo – che tende ad illustrare la natura contraddittoria del ‘santo volto’ nella sua doppia evocazione di una «presenza» e di un’«assenza» – è poco in sintonia con l’attitudine ‘evemeristica’ del secondo, che pone in relazione i più antichi mandylia col gusto estetico dei Bizantini per le forme disegnate dalla natura nelle venature del marmo.

Il volume, per la ricchezza dei dati che fornisce e ancor più per le prospettive metodologiche che giustappone, costituirà necessariamente un punto di riferimento per ulteriori approfondimenti e ricerche. Le molteplici direzioni verso cui si apre fanno passare in secondo piano le eventuali lacune: dal punto di vista della storia del culto nel Medioevo occidentale, sarebbe ad esempio salutare una riconsiderazione della diffusione di questa tipologia di reliquia nel contesto delle raccolte di cimeli della Passione e bisognerebbe accordare maggiore attenzione allo sviluppo di una liturgia specifica del Salvatore; inoltre, la storia delle parentele leggendarie tra il mandylion edesseno e la Veronica potrebbe beneficiare dell’analisi di alcune versioni mediolatine e volgari della Vita del santo romano Alessio, pellegrino a Edessa e servitore per anni del ‘sacro volto’. Adesso che disponiamo di uno strumento di lavoro tanto stimolante, varrà la pena rompere gli indugi e partire all’esplorazione di nuovi terreni di ricerca.

MICHELE BACCI

*Scuola Normale Superiore  
Pisa*

**Frank G. Hirschmann: Stadtplanung, Bauprojekte und Grossbaustellen im 10. und 11. Jahrhundert.** Vergleichende Studie zu den Kathedralstädten westlich des Rheins (*Monographien zur Geschichte des Mittelalters*, 43); Stuttgart: Anton Hiersemann 1998; 671 S., ca. 40 SW-Abb. und Pläne im Text; ISBN 3-7772-9820-4; DM 290,-

Es ist zweifellos eine bemerkenswerte Leistung, die früh- und hochmittelalterliche Stadtbaugeschichte von 24 Bischofsitzen zwischen Utrecht und Besançon (als Nord-Süd-Extreme) bzw. Noyon und Speyer (West-Ost-Pole) anhand schriftlicher, baulicher und – etwas weniger umfassend – archäologischer Quellen zusammenfassend darzustellen –, zumal die nun gedruckt vorliegende Arbeit erst 1995 durch einen Vortrag initiiert worden sein soll. Immerhin ging ihr eine nicht minder monumentale Monographie über Verdun – eine der hier untersuchten Städte – in derselben Epoche voraus. Liest man dann noch, unter welch zahlreichen Gesichtspunkten der Verfasser sein Material auszuwerten trachtet, steigen die Erwartungen: Neben den im Titel

genannten Hauptfragestellungen sollten unter anderem, „die Raumperzeption durch die Zeitgenossen, die geistlichen Institutionen als Indikator der urbanen Qualität, [...] der Zusammenhang zwischen Bauprojekten und der Herstellung von Öffentlichkeit, [...] Informationen zu den [...] namentlich bekannten Künstlern, [...] die wichtigsten kunsthistorischen Impulse“ sowie der „Einfluss der Kirchenreform und der neuen religiösen Bewegungen auf die Raumgestaltung“ – um nur die für die Kunstgeschichte wichtigsten Punkte zu nennen – diskutiert werden (S. 6). Alle diese Themen werden auch angesprochen, aber, um es gleich vorwegzunehmen, neue, über die bisherigen Forschungen hinausweisende Resultate sind dabei kaum auszumachen. Aus kunsthistorischer Sicht wird man bereits skeptisch, wenn schon in der ersten Fallstudie zu Köln die hohen Ambitionen seltsam kontrastieren mit offensichtlichen Zeichen der Unsicherheit: So, wenn etwa die Bemerkung, die Holztüre von St. Maria im Kapitol sei die einzig erhaltene ihrer Gattung, als Zitat gebracht wird (S. 56) oder zur Krypta des gleichen Baus ein weiteres belangloses Zitat folgt: „Ihre Nachwirkung war beträchtlich“ (ebd.). Dass die Übereinstimmungen dieser Kirche mit der Geburtskirche in Bethlehem einfach referiert, die Probleme einer dadurch implizierten Beziehung aber nicht diskutiert werden, verzeiht man dem Verfasser, der als Historiker nicht alle Debatten der Architekturgeschichte kennen muss, nicht aber, dass dann im Kapitel „Rom und Jerusalem als Vorbild“ (S. 483) – weil es so ins Konzept passt –, aus der Geburts- die Grabeskirche geworden ist, die für Köln vorbildlich gewesen sein soll. Nun geht es dem Rezensenten nicht darum, zu zeigen, dass oder was Kunsthistoriker alles besser wissen, auch kann es nicht Aufgabe oder Ziel der Rezension eines solch umfassenden Opus sein, mit spitzen Fingern auf die gleichsam unvermeidlichen Fehler hinzuweisen. Als Vertreter eines Faches, das dieser Arbeit bereits durch den Titel Interesse entgegenbringen wird, muss es aber gestattet sein, auf die für unsere Disziplin offensichtliche Diskrepanz zwischen Anspruch und Resultat hinzuweisen. Das mit „kunsthistorische Aspekte“ überschriebene Kapitel (S. 516-527) gehört jedenfalls nicht zu jenen Abschnitten des Buches, von denen Fachkollegen besonders profitieren. Der dort im Vordergrund stehende Aspekt der Repräsentationsfunktion umfasst im wesentlichen eine vergleichende Zusammenstellung der Dimensionen der Kirchen; die formale Charakterisierung hält sich weitgehend an die Arbeiten von Hans Erich Kubach, und zu den Kirchenfamilien sind es die entsprechenden Studien von Edgar Lehmann und Günter Bandmann, die referiert werden. Schliesslich kommt ein Exkurs zur Bezeichnung *dexter* und *sinister* für Gebäudeteile in mittelalterlichen Quellen nach ausführlicher Diskussion der kontroversen Thesen von Hans Reinhardt und Cyrille Vogel (aus den frühen 60er Jahren) zum auch nicht eben aufregend neuen Schluss, die Termini seien vom jeweiligen Standort der Chronisten abhängig (S. 522-527).

Mit diesen kritischen Bemerkungen soll nicht der Eindruck vermittelt werden, Kunsthistoriker könnten von Hirschmanns Werk nicht profitieren. Denn insbesondere in den Fallstudien, die einzeln zwischen fünf (Langres) und fünfzig (Köln) Seiten umfassend, den weitaus grössten Raum beanspruchen, breitet der Verfasser ein reiches Material aus, das zahlreiche kunsthistorische Fragestellungen bereichert und

für unser Fach entlegene Quellen erschliesst. Soweit der Rezensent dies beurteilen kann, wird in diesen Stadt(bau)geschichten die jeweils wichtigste Literatur verarbeitet. Dass dabei die eine oder andere Publikation übersehen wurde oder auch zuweilen eine Literaturangabe nicht aufzulösen ist, sind gewiss verzeihliche Versehen. In der Natur der Sache bzw. der Profession des Autors liegt es, dass die schriftlichen Quellen am intensivsten und vollständigsten erfasst werden, während bauliche und archäologische Befunde – trotz aller sichtlichen Bemühungen – gelegentlich ebenso zufällig erscheinen, wie die Auswahl jener Abbildungen, welche über die Stadtpläne hinaus die Ausführungen illustrieren sollen. Die Crux einer – oft mangels Bauuntersuchungen notwendigen – Bau- und Stadtbaugeschichte aufgrund der Schriftquellen bleibt einerseits deren Einseitigkeit, bezogen auf die Bauaufgaben – Wohntürme etwa tauchen selten in den Schriftquellen auf, sind aber quasi überall nachgewiesen, wo intensiv Stadtkernarchäologie betrieben wird –, andererseits die Aussagekraft dieser Quellen und hier vor allem der Bau- und Katastrophennachrichten. Gelegentlich erwähnt der Verfasser dieses Problem zwar kurz (S. 201; Anm. 1888; 2573), ohne es aber eigentlich zu thematisieren. Was wurde bei den zahlreich überlieferten Bränden und Katastrophen jeweils wirklich zerstört und wo lieferte ein eher geringfügiger Schaden nur den Vorwand für einen Neubau? Das (in diesem Fall durch die Schriftquellen geklärte) Beispiel von Cambrai (S. 135), wo ein Riss im Mauerwerk den Vorwand bot, die als düster empfundene Kathedrale zu ersetzen, ist jedenfalls nicht ungewöhnlich. Auch die Frage der extraurbanen Kathedralen (S. 241) und weitere angesprochene Probleme (z.B. Datierung und Verlauf von Stadtmauern) sind ohne archäologische Befunde nicht zu klären.

Nach der Lektüre von 430 Seiten Fallstudien, deren Umfang und mit der Zeit ermüdende Gleichförmigkeit einen an Jorge Louis Borges (Vorwort zu Fiktionen, 1944) denken lässt, der meinte, es sei ein „mühseliger und strapazierender Unsinn [...] dicke Bücher zu verfassen“, er ziehe es vor, so zu tun, als gäbe es diese Bücher bereits, und [...] einen Kommentar vorzulegen, folgen schliesslich die „Ergebnisse“. Nicht recht zu überzeugen vermag dabei der Versuch, die „urbane Qualität“ der untersuchten Städte anhand der Indexierung ihrer Sakralausstattung zu quantifizieren (S. 432-446). Interessant und über die Arbeiten von Werner Noack hinausführend, dagegen die Darlegungen zu den Pracht- und Prozessionsstrassen (S. 455-466), denen Hirschmann schon in seinen Fallstudien grosse Aufmerksamkeit widmet. Zur Vorbildfunktion von Rom und Jerusalem (S. 475-484) wird festgehalten, dass die *Urbs*, anders als die Stadt Christi, die für die konkrete Stadtopographie nur von geringer Bedeutung war, ein beliebtes Modell dargestellt habe. Zu fragen wäre allerdings, wie stark dieses planungsrelevant und nicht primär eine Funktion des interpretierenden Städtelobes war. Kaum diskutiert wird auch die Frage der Anschaulichkeit der Abbilder, auch wenn die „geradezu absurde“ Charakterisierung von Tournai als „altera Roma“ konstatiert wird (S. 480); zu diesem unter anderem vom mittelalterlichen Kopienbegriff ausgehenden Problemfeld fehlt in der Bibliographie auch weitgehend die entsprechende Forschungsliteratur. Die Kapitel zu den Bauträgern (S. 492-505) und zur Bauorganisation (S. 505-515) gehen kaum über die entspre-

chenden Forschungen von Günther Binding, Martin Warnke und Wolfgang Schölller hinaus; interessant ist immerhin die für den Untersuchungsraum gemachte Feststellung, dass es in Kathedralstädten kaum zu gräflichen Kirchengründungen kam (S. 503). In der für das Gesamtthema entscheidenden Frage nach "Ordnung oder Chaos" in der Stadtentwicklung (S. 527-531) kommt Hirschmann zum Schluss, Heinrich Fichtenaus Kritik an der Vorstellung einer eigentlichen hochmittelalterlichen Stadtplanung schützte das Kind gewissermassen mit dem Bade aus. Trotz zahlreicher abgebrochener Projekte und Planänderungen gebe es zu viele Hinweise auf stadtplanerische Konzepte, die zumindest teilweise auch realisiert wurden. Für Erfolg und Mißerfolg sei, wie schon Warnke feststellte, der Zusammenhang von Bauvorhaben und Öffentlichkeit entscheidend gewesen. Nicht relevant für das Baugeschehen in seinem Untersuchungsgebiet erwies sich dagegen, wie Hirschmann im Kapitel zu Chronologie des „Baubooms“ bemerkt (S. 531-541), der im Gefolge von Rudolf Glaber (gerade jüngst aus aktuellem Anlass wieder) vieldiskutierte Millenniumswechsel.

Hundert Seiten Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein umfangreiches Orts- und Personenregister be- und erschliessen das Werk, das als ergiebige Quellenfundgrube, aber kaum als Standardwerk zum Planungs- und Baubetrieb seinen Platz in der Forschung zum Früh- und Hochmittelalter finden wird.

HANS-RUDOLF MEIER  
*Institut für Denkmalpflege*  
 ETH Zürich

**Hans Zimmer: Westwerke.** Ein Deutungsversuch: Ursprung, Bestimmung und Niedergang dieser karolingischen Einmaligkeit (*Akademische Abhandlungen zur Architektur*); Berlin: VWF Verlag für Wissenschaft und Forschung 1998; ISBN 3-89700-056-3; DM 78,-

Der Autor versteht die türmereichen Gebilde an den Westseiten der karolingischen Klosterkirchen mit ihrem Hauptraum im Obergeschoß als „Eigenkirchen des weltlichen Adels“ (S. 147). In den hochgelegenen Herrschaftsräumen fänden Handlungen statt, die „keineswegs ausschließlich der Kirche oblagen“ (S. 85). Die „Mitwirkung des Herrschers“ (S. 85) an kultischen Vorgängen, ja an gelegentlich sogar „profanen Zwecken“ (S. 91) führt der Verfasser auf eine angebliche Spezifik des germanischen Glaubenslebens zurück, wo Häuptlinge und Priester einer einheitlichen „Religions- und Rechtsgemeinschaft“ (S. 178) angehörten. Über die germanische Komponente, die er den „völkischen Anteil am Westwerk“ (S. 179) nennt, gewannen „urzeitliche Verhaltensweisen“ gestaltschaffende Kraft: der Phalluskult, d. h. der „Urturm“, der „Urburg“ und das „Urtor“ (S. 59). Im Westwerk habe sich „Turm und Tor“ miteinander verbunden, „das männliche und das weibliche Prinzip“ (S. 42). Die architektonische Schöpfung könne deshalb „nicht vom christlichen Gedankengut“ abgeleitet werden (S. 1). Das Westwerk sei ein „rein germanisches Rechts- und Kultgebäude“ (S. 129), „ein Werk heidnischer und nicht etwa christlicher Rechtsvorstellungen“ (S. 93), „Bedeu-